

Spruch.

Von Elisabeth Kolbe.

So weit auch der Weg nach dem goldenen Ziel, Die Freuden so kostbar und der Mühen so viel, So brennig und feurig die Stiege — So strebe doch weiter mit frohlichem Muth.

Im Wandern, im Bannern, die träumt sich's so gut! Oh pflegt die Blumen am Wege.

Der Strohsack.

Aus dem Italienischen von Ida Sörter.

Als Beppo Guasti daheim wieder aufstaupte, schien es allen, als ob er von den Toten auferstanden sei.

Seit dreißig Jahren hatte er nichts mehr von sich hören lassen. Und damals war er ein gar wilder Burtsche gewesen, rebellisch und unbeherrschbar. Der Vater, ein jähorniger Mann, hatte gar manchen Korbstich auf dem breiten Rücken des Sohnes zerbroschen, ohne daß es ihm jedoch gelungen wäre, den Trostlopf des widerspenstigen Jünglings zu besiegen; ganz fruchtlos hatte sich die väterliche Erziehungsmaßnahme erwiesen. Noch früher als die braunen und blauen Fiedeln an den Schultern, verschwand jede Erinnerung an die erlittene Strafe aus Beppos Gehirn. Die Mutter, weicher gefinnt, hatte versucht, ihre Hilfe bei dem Pfarrer und allen Feinden zu suchen, aber auch diese Methode, den ungerathenen Sohn bessern zu wollen, hatte nicht die geringste Wirkung erzielt.

Von Zeit zu Zeit verschwand der Burtsche auf einige Wochen spurlos, und wenn er dann eines Tages, ohne daß man an seine Rückkunft noch gedacht hätte, wieder erschien, da bot er mit seinen in Fressen vom Körper hängenden Kleidern, dem zerwundenen Gesicht und dem hinkenden Gang, einen so verwahrlosten und jämmerlichen Anblick, daß die armen Eltern auf das höchste erschrafen. Und neue Prügel, Ermahnungen und Drohworte waren die Folge. Aber nichts wollte helfen; der Burtsche blieb trotzig verstockt und böse wie zuvor.

Am liebsten würde ich Dich erwidern! Du Fluch meines Lebens! Du Schandstiel unseres Hauses! Dies waren noch die sanftesten Ausdrücke, die die väterliche Zärtlichkeit für den mährathenen Sohn fand. Nicht, daß Beppos Erzeuger ein böser Mensch gewesen wäre, aber seine Thätigkeit als Arbeiter hatte ihm nie genügend Zeit gelassen, etwas für seine Bildung zu thun und seine Manieren ein wenig zu vervollkommen.

Die Mutter, dieses arme, vom Leben gebeugte Weib, hatte zwar manchmal versucht, zur Milde zu mahnen und zu ein wenig Nachsicht aufzufordern, aber der Vater hatte sie barsch schweigend gelehrt, und die anderen Söhne und Töchter hatten sie höhnlich wegen ihrer Vorliebe für den mährathenen Jüngsten verspottet.

Und eines Tages geschah es, daß Beppo Guasti verschwand, um dreißig lange Jahre nicht wiederzukommen. Er wird schon eines Tages wieder bei uns erscheinen! Untraut verdirbt nicht! Mit diesen Worten beantwortete der Vater die heimlich fliehenden Thränen seiner Gattin, die Fragen seiner anderen Kinder, die Neugierde der Nachbarn. Aber Beppo kam nicht wieder.

Ein herumziehender Kaufmann erzählte eines Tages in Beppos Heimat, er habe den Verschollenen in Turin in einem Wirthshaus niederen Ranges mit einer Bande verwahrloster Gesellen bei wüstem Spardspiele angetroffen.

„Er wird noch am Golgen enden!“ Er steuert direkt darauf los! Aber was kümmert das mich! Ich rechne ihn nicht mehr zu meinen Kindern! war die Antwort des Vaters.

Die Jahre vergingen. Beppos Vater war ein alter Mann geworden, dessen Rücken von der harten Arbeit eines ganzen Lebens gebeugt, dessen Gesicht verzerrt wie das einer Mumie geworden war.

Die Kinder hatten, eines nach dem anderen, das väterliche Haus verlassen, um sich selbst ein bescheidenes Heim zu gründen, und hatten der Alten vergessen, die ganz der Noth und dem Kummer preisgegeben waren.

„Lauter Gschichten! Lauter herzoglose Menschen!“ brummte der alte Mann tagen, tagaus vor sich hin. Aber wenn dann seine Frau den schürsternen Sinnwurf wagte: „Wer weiß, Alter, ob es uns, wenn Beppo bei uns gelieben wäre, heute nicht besser ginge! Im Grunde genommen hatte er doch kein schlechtes Herz!“, da fuhr sie ihr Mann an: „Wirf! Du wohl schweigen, närrisches Weib! Habe ich Dir nicht schon tausendmal gesagt, daß wir keinen Sohn mehr haben, der Beppo heißt?“

Aber je mehr sich der alte Mann in diese Idee verließ, desto öfter geschah es ihm jetzt, daß er an den verlorenen Sohn denken mußte. Und bei seinem beschneidenen Glase Landwein im Wirthshaus sitzend — zu mehr als einem Glase reichte es jetzt nicht mehr — durchstüberte der

alte alle Zeitungen, deren er habhaft werden konnte, in der uneingeschränkten Hoffnung, vielleicht etwas von dem todtegeliebten Sohn zu erfahren.

Wie, wenn er vielleicht doch noch am Leben wäre? Wenn er vor langen Jahren nach Amerika ausgewandert wäre, um eines Tages, mit ungeheuren Reichthümern beladen, von dort zurückzukehren? All dieses hatte sich doch schon unzählige Male ereignet. Warum sollte es diesmal nicht auch geschehen können?

„Vielleicht wäre es doch einstens klüger von mir gewesen, gegen den Burtschen nicht so streng zu sein. Vielleicht hätte ich mit Güte mehr bei ihm erreicht? Hätten weniger Prügel vielleicht mehr für Beppos Erziehung gethan? Wenn er eines Tages als reicher Mann heimkehren wird, da wird er alles mit seiner Mutter theilen, von mir aber nichts wissen wollen! O, ich Narr, der ich gewesen bin!“

Eines Tages, nachdem er wieder stundenlang im Wirthshaus vor sich hingedämmert hatte, kehrte der Alte in sein trübliches Heim zurück, noch gebeugter als sonst, aber von einer Befriedigung, die seinem mürrischen Wesen sonst ganz fern lag.

„Weißt Du“, sagte er, zärtlich die Hand seines Weibes ergreifend, wie er es nicht in den fernen Tagen seiner Jugend gethan hätte, „weißt Du, wenn Beppo eines schönen Tages zurückkehren sollte, so sage ihm, daß ich einst glaube, meine Pflicht an ihm zu erfüllen, als ich so streng gegen ihn war!“ Das arme Weib, gerührt durch den ungewohnt liebevollen Ton ihres Mannes und durch die Erwähnung des so bitter Vermissten, brach in trostlos Schluuchzen aus.

„Jeder Mensch auf dieser Welt kann irren“, fuhr der Alte traurig fort, „und so bin auch ich fehlgegangen.“ Sage ihm, daß... daß er mein Andenken nicht vergessen solle!“ An diesem Abend erkitt er einen Schlaganfall. Nachbars erklärten sich dienstfertig bereit, nach dem Pfarrer und den Kindern zu laufen, aber bevor diese noch erschienen waren, that der alte Mann seinen letzten Athemzug, das Gehirn nur von einem Gedanken erfüllt, der sich auch auf die Lippen des Sterbenden drängte: „Wenn er wiederkommen wird!“

Und das Gras auf dem Hügel des Todten hatte sich noch nicht einmal gelb gefärbt, als „er“ kam. Beppo Guasti war ein „Herr“ geworden. Fünfundzwanzig Jahre alt, rüßig, wie ein Millionär gekleidet. Niemand war das Gesicht, wenn man näher hinsah, unter der Putina des Wohllebens doch dasselbe geblieben, das einstens gewesen: das magere, verschlagene Gesicht eines Abenteurers. Aber das Leben und die Erfahrung hatten Beppo gelehrt, den Ausdruck seiner Züge zu beherrschen, und der elegante fremde Herr, der plötzlich eines Tages mit seinem großen modernen Koffern vor dem Thor des Gasthofes zur Post vorfuhr, machte ganz und gar einen höchst distinguirten Eindruck.

„Mutter!“ rief er, zärtlich die Arme um das elende Weibchen schlingend, das vor freudigem Schreck über dieses Wiedersehen schier zusammenzubrechen schien. Und den müdegewundenen Augen entfügte ein neuer Thränenstrom beim Anblick dieses vornehmen Herrn, der sich ihr Sohn nannte. „Er hat es ja immer gesagt, daß Du wiederkommen würdest! Er wußte es!“ flüsterten ihre Lippen.

Beppo Guasti, um die Wahrheit zu sagen, hielt sich nicht lange damit auf, den Todten zu beweisen. Vielmehr hatte der Alte recht gehabt, als er annahm, die bitteren Erinnerungen an seine Jugendzeit würden in dem Sohne noch nicht erloschen sein. „Vielleicht war auch Beppos Gleichgültigkeit gegen den verstorbenen Vater eine Folge seiner Anschauung, Verlorene zu verlieren zu geben.“ „Weißt Du, Mutter, wie moderne Menschen haben so unsere eigenen Ansichten über die Dinge... Die Liebe zur Heimat?... Die Erinnerungen unserer Jugend?... Lauter Märchen, lautere fälschliche und überflüssige Sentimentalität, die das schöne Leben hindert!... Dort, wo es mir gut geht, dort ist meine Heimat!“

Und Beppo wiederholte diese seine Anschauungen in der Apotheke, in der er täglich erschien, um sich von den herbeigeströmten Nachbarn beschaun und bewundern zu lassen. Doch als zu früher Annäherungen einiger Vorwitzer, die sich auf alte Freundschaft berufen wollten, wußte er sich mit schneidender Ironie zu entledigen. „Ich soll hier Freunde gehabt haben? Ich kann mich dessen nicht entsinnen! Aber es ist ja auch schon so lange her!“ Und spöttisch lächelnd wendete er sich anderen Bewunderern zu.

zu, das Leben zu genießen, in vollen Zügen zu genießen.“ „Auf dem Friedhof war Beppo einmal gewesen, für einige Minuten, um ein einfaches Grabmal für den Vater zu bestellen. Aber sein Wort der Trauer oder der Klage um den Verstorbenen war seinen Lippen entflohen. Der einzige Mensch in der Heimath, dem er seine Liebe zuwandte, war die Mutter.

„Ich schlage Dir gar nicht vor, Mutter, mit mir in die Fremde zu ziehen! Ich weiß, daß Du Dich nicht daran gewöhnen könntest, wo anders als in Deinem Dörfchen zu leben! Und ich darf Dich auch auf Deine alten Tage nicht an meine wildbewegte Existenz fetten! Aber ich will hier für Dein Wohl sorgen! Gehe mit Dir das kleine, rothe Häuschen dort drüben? Wächstest Du es haben?“

„Heilige Madonna!“ rief die Alte, in ein Meer von Glück versinkend. „Das rothe Häuschen?... Das ist viel zu schön für mich!“ „Nein, es ist nicht zu schön für Dich!... Es ist gerade das, was Dir fehlt... Ein kleines Häuschen, mit allen Bequemlichkeiten, die Du Dein ganzes Leben entbehren mußtest, ein hübsches Gärtchen, in dem Du Deine müden, alten Knochen ausruhen kannst!“

„Ah, wenn das der arme Vater noch erlebt hätte! O, wenn Du nur wüßtest, Beppo, wie sehr er von Deiner Wiederkehr geträumt hat!... Tausend und aberhundert Mal hat er von Dir gesprochen!... Nicht wahr, mein Kind, ich habe recht gehabt, wenn ich ihm sagte, Du würdest immer nur ehrliche Wege gehen?“ Das Gesicht des Mannes, der durch allen Schmutz des Lebens geworden war, nahm einen sternen Ausbruch an, die Hand, die schon so viel gesündigt hatte, zitterte leicht, als sie mit der goldenen Uhrkette spielte, die die Weibe schmückte.

„Beppo!“ rief die Mutter angstvoll. „Loh das, Mutter!“ antwortete seine müde Stimme. Und Beppo taufte das rothe Häuschen und richtete es für die Frau ein, die bisher nur Thränen und Elend kennen gelernt hatte. Die Alte konnte an ihr Glück gar nicht glauben! Dies alles sollte jetzt ihr gehören? Dieses Gärtchen mit den blühenden Blumen, das in Sonne gebadet dalag? Diese freundlichen Möbel und hellen Vorhänge? Sie sollte jetzt für immer von Saubereit und Frieden umgeben, leben dürfen? Im Dorf rissen die Nachbarn Mund und Augen auf, als sie von all der Herrlichkeit erfuhr, die Beppo, Mutter zugefallen war. Und Neid und Mißgunst bestieten sich an die Herzen der Frau, die bis dahin eine der Bedauernswerthesten gewesen war!

An dem Tage, an dem die alte Frau das Häuschen beziehen sollte, kam Beppo Guasti im Wagen zu ihr, um sie in das neue Heim zu bringen. Er hatte ihr schöne Wäsche geschenkt und neue Kleider, und als sie jetzt mit dem Sohne die Karrosse bestieg, um ihre Wohnung anzusehen, da sah sie in all dem neuen Staat fast wie eine vornehme Dame aus. Und tiefe Dankbarkeit gegen den Spender all dieser Herrlichkeiten überfluthete das Herz der Alten, als sie in ihrem neuen Heim bewundernd von einem Stütz zum anderen ging, ihre Finger wie schmeichelnd über die schönen Vorhänge gleiten und ihre Blide lieblich auf Schränken und Sofas ruhen ließ.

Und vor dem Bette, diesem breiten Bette, mit Sprungfedermatraxe, blühweitem Leintuche und weichen Kissen, blieb sie stehen, die Hände andächtig wie im Gebet gefaltet. „Das soll mir gehören? Mir?... Das ist doch das Bett einer Königin!... Nein, mein Sohn, diese Wohlthaten verdiene ich nicht! Das ist zu viel!“

„Aber Mutter, sprich doch nicht solchen Unsin! Du bist nicht verdienen?... Wie ich mich freue, daß es Dir so sehr gefällt!“ „Und unsere alte, alte Hütte?... Und unsere Möbel?“ fragte sie schuldter.

„Die werden wir dem Krambändler schenken!“ antwortete Beppo fröhlich. „Oh, für Deine Geschwister werden sie noch immer ein Glück bedeuten!... Ich mache mir Vorwürfe, Beppo, so im Ueberfluß zu leben, während sie...“ „Warum liehen sie Dich vor Hunger und Elend schier verkommen?“ „Aber Du... vielleicht könntest Du Dich auch ihrer ein wenig annehmen?“ bat die Alte zaghaft. „Nein! Ich will für sie nicht mehr thun, als ich bereits gethan habe! Ich habe meinen Geschwistern für keinen Groschen, für kein gutes Wort dankbar zu sein! Du allein bist meine Verganzenheit, Du allein, Mutter!“ Und ein tiefer Seufzer überlagerte das Gesicht Beppos bei der Erinnerung an alle jene, die ihn aus einem ehrlichen Leben gestoßen und auf seine jetzige Bahn gedrängt hatten.

chen, um die Mutter noch im Bett zu überraschen und sie wegen ihres „damenhaften Foulens“ zu naden. Reife betrat er das Zimmer und fand die Mutter noch schlafend. Aber in höchster Verblüffung blieb er stehen und starrte auf den sonderbaren Anblick, der sich ihm bot. Die Mutter hatte die schöne Sprungfedermatraxe in den entferntesten Winkel des Zimmers gestellt und sich ihr Lager auf dem Boden neben dem Bette bereitet. Der magere Körper ruhte auf einem alten, verschliffenen Strohsack, der von Schmutz und Abgebrauchtheit starrte.

„Mutter!“ rief Beppo mit erregter Stimme. „Was soll das bedeuten, Mutter?“ Erschrocken fuhr die Alte empor, und als sie die zornig-erklaunten Blide Beppos auf sich ruhen sah, da erschütterte sie in tiefem Schreden wie ein geschollenes Kind.

„Verzeihe mir, Beppo, verzeihe mir!“ flüsterte sie. „Ich hoffte, zu erwachen, bevor Du kommst!“ „Ich konnte nicht anders, mein Zungel... Du sollst nicht böse sein, aber... auf diesem Strohsack wurde ich einst geboren, auf diesem Strohsack will ich auch sterben!... Als jungverheiratete Frau habe ich ihn in das Haus Deines Vaters mitgebracht... ihr alle wurdet mir auf ihm geschenkt... und Dein Vater hat auf ihm seinen letzten Seufzer gethan! Der Strohsack hat alles gewahrt, er hat mein ganzes Leben mitgelebt, Kummer, Krankheiten und Sorgen; meine Seufzer, als Du verschwondest, hat er gehört, und meine Gebete, der Herr möge Dich einen ehrlichen, braven Menschen werden lassen!... Beppo, Beppo, verzeihe mir! Ich weiß, daß ich eine alte Narrin bin, der es nie, nie gelingen wird, eine Dame zu spielen und die immer das einfache Weib bleiben wird, das sie war. Ich segne Dich aus ganzem Herzen für all das Gute, das Du mir gethan; bis an meinen Tod und darüber hinaus will ich für Dein Glück beten, aber... ich habe mich entschlossen, in mein altes Haus zurückzukehren... Versteht Du, daß ich nicht anders kann?... Kannst Du mir verzeihen?“

Und zitternd vor Erregung hob sie die abgearbeiteten, mageren Hände flehend zu dem Sohne empor. Und der Mann, dessen Leben einzig Sünde und Schlechtigkeit gewesen, der ohne Thräne am Grabe seines Vaters gestanden, der nur harte Wort für das Schicksal seiner Geschwister gefunden, dieser Mann sank jetzt, bitterlich schluchzend, auf dem zerfetzten Strohsack nieder und bedeckte die gefalteten Hände der Mutter mit heißen Küssen.

Die Pelerine.

Von Paul Marqueritte.

„Du nimmst sie mit!“ sagte Frau Renne zu ihrem Manne. Das kleine, schwarzbraune Wesen mit dem spitzen, angreifenden Munde als einem stets taurenden Zimmerbude.

Herr Renne, ein kräftiger Burtsche von heiterem Temperament, seines Zeichens Handlungsreisender, blickte auf die bide Tadelperine, die seine Frau jetzt vom Kleiderbalter nahm. Sein Gesicht drückte Fassungslosigkeit aus. Bis zum letzten Augenblick hatte er gehofft, daß „man“ vergessen würde, ihn mit diesem auf dem Zweirade so überflüssigen Kleidungsstück zu belästigen.

„Es wird regnen.“ kündigte die kleine Frau an. „Es liegt mir durchaus nichts daran, daß Du nach wirst. Ein Schupfen kann eine Menge Geld kosten. Dann ist unser Doktor ein Fiel. Er wird Dich nicht kurieren, wenn Du eine Lungenzündung bekommst. Und wenn Du stirbst, was wird aus mir? Deine Eltern geben mir nichts. Verheirathen werde ich mich auch nicht wieder. Also kann ich betteln gehen, nicht wahr? Da hänge ich mich lieber gleich auf!“

Während diese Worte mit ungeheurer Schnelligkeit herorgesprubelt wurden, hatte sie die Pelerine zusammengerollt, einen Bindfaden darum geschlungen, und doch so fertig gemacht Padel brachte von dem Manne nur noch an dem Zweirade festgebunden zu werden.

„Weshalb störst Du die Pelerine eigentlich? Wächstest Du es mir wohl sagen? Sie ist Dir wohl nicht elegant, nicht schön genug? Du wüßtest kein Schmeibigen spielen, wenn Dir schöne Damen auf dem Zweirade begegnen? Es paßt Dir nicht, ein Padel bei Dir zu haben. Ich bin wirklich dumm, daß ich Dich allein fahren lasse. Wer weiß, wo Du Dich herumtreibst.“

Nachher erzählt er mir, was Du wüßtest, es wird alles Schwindel sein, nicht wahr?“ Geduldbig ein großes Kind, das eine Strafbeweg über sich ergehen läßt, senkte Renne den Kopf. Er wußte, daß er durch die schlichsternse Erwahnung, den leiftesten Widerstand seiner Frau auf das Keuerstee reizte und daß die Gene ohne Ende sein würde. Heute war sein Weibchen nämlich noch in ertöglischer Laune, sie hatte ihren guten Tag. So hütelte er sich denn, etwas zu erwidern. „Nimm Dich in Acht, daß die Pelerine nicht durch den Straßenschmutz bespritzt wird, und brüde sie nicht. Wollst Du sie wieder zusammen, so

nimm das Futter nach aufen. Verleere nicht, wie neulich, den Bindfaden. Was starrst Du in die Luft? Sei so freundlich und höre mir zu, ja.“

Vergnügt betrautete Renne den strahlend blauen Himmel, dessen lauchende Farben seine gute Laune noch hoken. „Nun, worauf wartest Du denn? Einen Kuf willst Du mir geben? — Hältst Du mich für so dumm? Mit Schmeidelein willst Du mich födern! Sieh Dir keine Mühe; also weshalb siehst Du noch hier?“

Anstatt zu sprechen, zog Renne es vor, durch eine Pantomime seine Wünsche auszudrücken. Er rieb den Zeigefinger gegen den Daumen, um durch diese Bewegung zu zeigen, daß er Geld brauche. „Woh? Um Dich in den Zug zu stellen und etwas Kaltes zu trinken? Paß auf, daß Du keine falschen Münzen herausbetommst! Hier hast Du fünf Frank, Du erzählst mir aber genau, wo sie geliehen sind.“

Herr Renne steckte das Geld in das Portemonnaie, kühlte seine Frau, setzte eine ernste Miene auf — denn eine Betundung von Heiterkeit hätte ihm die lebhaftesten Vorwürfe zugezogen — und langsamen Schrittes ging er die Treppe hinunter und ging ebenso langsam über den Hof. Er holte sein Zweirad, das in einem Schuppen des Portiers stand, und er kühlte, daß er von einem Fenster des vierten Stodes beobachtet wurde und die Blide seiner lieben Frau ihn nicht verlassen, während er die Pelerine am Zweirade festband; wie scharfe Pfeile schienen sie seinen Rücken durchdringen zu wollen.

Als er auf der Straße war, zog er die Luft so tief ein, daß er dunkelroth wurde, mit offenem Munde und hervortretenden Augen. Dann blies er die Bäden auf, senkte die Liber und athmete die Luft gründlich aus, so daß er ganz bleich wurde und auslachte, als ob er aus seiner Haut heraus wollte.

Die Sonnenstrahlen brannten fentrecht hernieder, und als Herr Renne auf seinem Zweirad dahinreite, schien die weiße Landstraße vor ihm sich wie her Fäden einer Garnrolle abzuwickeln. Wädhchen, Häuser, Felder, Weiden, die ganze Landschaft sah aus, als bewegte sie sich in entgegengekehrter Richtung. Wie trunken trat Herr Renne die Pedale, so schnell, als wollte er sich auf den vor ihm ausgebreiteten Horizont flürzen, und die in der Ferne so winzig aussehenden Büschungen und Baumgruppen wurden größer und größer. Wie Zunderstüchchen verschwammen die Kilometersteine, das Zweirad raste die Abhängen hinunter und stürmte die Anhöhen hinauf; einer Feder gleich flog es über den Weg, wenn dieser eben war. Herr Renne piff, ein tolles Marschlied dazu!

Wie wunderbar waren diese Augenblicke! Ja, er trat nicht nur die Unannehmlichkeiten, das Elend, die Verstimmlung des täglichen Lebens mit Füßen, nein, er überstieg sie, er eilte an ihnen vorbei, er überprang sie und ließ sie ganz weit hinter sich. Wenn sie ihm auch nachteilig wolkten, sie würden ihn nicht mehr einholen. Obgleich er seines Vorsprunges sicher war, strampelte er, als ob die häusliche Misere ihm auf den Ferien wäre; er strampelte durch den biden Sand und transpirirte so stark, daß die Schweißtropfen auf die Landstraße fiele.

So saulte er dahin und merkte nicht, wie der Bindfaden, mit dem die Pelerine an der Ventstange festgebunden war, sich nach und nach lockerte, ganz heimlich, als ob er ihm einen schlechten Streich spielen und veranlassen wollte, daß er zu Hause mit Vorwürfen überhäuft würde. Während er so in die Ferne eilte, ohne jeden Gedanken, von einer bestialischen Freude erfüllt, nur darauf verfallen, so schnell wie möglich weiterzukommen, löste der gleichnerische Bindfaden sich immer mehr; jetzt hing schon ein Ende herunter, ein Theil der Pelerine war nicht mehr umwidelt und streifte das Rad. Da, puff, gerade als Herr Renne triumphierend an einem Kilometerstein vorbeifuhr, lag die Pelerine auf der Landstraße. Er merkte nichts von dem Fall; schon war er zehn Meter von diesem kostbaren Kleidungsstück entfernt, bald waren es hundert und dann tausend. Blatt blieb die Pelerine auf dem Boden liegen; wie ein schwarzes Thier sah sie aus.

Das von dem Ballast befreite Zweirad eilte noch schneller dahin, und Renne trat voller Entzäden die Pedale.

Aber wach ein Erwachen! Es geschah in einer kleinen Kneipe, als er in der Laube des Gartens sah und mit Seltnerwasser verdünnten Weißwein trank. Verträumt blickte er lächelnd auf eine bronzene Krüte, die auf einer Tonne festgenagelt war und die ihr Maul durstig nach dem Weißwein zu öffnen schien. Er genöb die angenehme Frische des Gartens und die beglückende Ruhe; mit gerechtem Stolz blickte er auf sein Zweirad, das er gegen einen Pfahl gelehnt hatte, als er plötzlich ein unbestimmtes Gefühl fühlte, daß etwas daran fehlte. Die Abnung von einem Unglück ging der Gewißheit voran. Die Pelerine!

Was für ein Schrei! Der Himmel erschien ihm plötzlich farblos; durch die Laube piff ein scharfer Wind, der Weißwein hatte seinen köstlichen Geschmad verloren, das Zweirad zeigte Stellen, an denen der Lack fehlte, die bronzene Krüte sah aus, als ob sie theußlich grünte. Und Renne, so energisch, wenn es sich um Arbeit oder Muth handelte, Renne sah jetzt vollkommen gebrochen da.

O, diese Rückkehr, dieses Nachhaufekommen! Frau Renne würde auf den ersten Blick das Unheil bemerken. Eine Fluth von Jammereiden, Klagen und Beschwerden würde sich ergießen, und die unerlässliche Muth, die manchmal die kleine Frau packte, würde sie bei diesem Vorfall ohne Zweifel wie in grüne, bittere Galle getaucht erscheinen lassen.

Alles Schweiß bedeckte ihn. Eilig zahlte er, schwang sich auf sein Zweirad und kehrte, vor feiger Angst getrieben, auf demselben Wege zurück, auf dem er soeben voller Selbstgebürgheit war. Quert traf er einen Schlächtertrog, etwas weiter eine bide Frau und zücht ein Ziaunerwogen, der von einem durchtriebenen aussehenden Acel mit langem, struppigem Haar gelenkt wurde. Er richtete seine ansehenden, prüftischen und unruhigen Blide auf Renne, der ihn heimlich gefragt hätte ob er nicht die Pelerine gefunden hoke; aber er glaubte seinem Selbst etwas zu vergeben, über vielleicht hinderte ihn auch der dunkle Verdacht, daß der Ziauner sie unter den Lunden verdeckt hätte, die das Ohr einschließen, dessen Schreien aus dem rollenden Kasten herausklang. Aber er hatte die Hoffnung, die Pelerine wiederzufinden, noch nicht völlig aufgegeben und eilte weiter. In die Furcht, die er vor seiner Frau empfand, begann sich ein bumbst, ärgelicher Widerstand zu mischen, zu dem sich noch Sartasmus gefelle. Weshalb hote ihm seine liebe Gattin eine Winterpelerine an einem Frühlingstage mitgegeben, an dem die Sonne so heiß niederbrannte, daß man Eier darin kochen konnte? Zum Teufel auch, so sollte sie denn verloren oder gestohlen sein. Er begann schon, sich über das Ganze lustig zu machen, als er sich plötzlich der spöhenden Blide des Aigeuners erinnerte. Nun war er sich vollständig klar, daß dieser die Pelerine gefunden hote!

Was thun? Hinter dem Manne herjaagen, ihn zwinagen, seine Dabelligkeiten zu öffnen, ihm die Bihole auf die Brust legen? Und wenn er sie schließlich gar nicht erloschen hatte? Sein Horn, das Ocker eines Diebstahls geworden zu sein, schwang dahin, eine Heiterkeit, die er vergebens zurückdrängen suchte, bemühtigte sich seiner. Noch nie hatte er einen ärönlchen Anfall von Lustigkeit verspürt, sie ergriß ihn, sie schüttelte ihn, er rollte sich vor Ausgelassenheit im Graben. Diese lächerliche Freude war eine farbonische Plage für die Jahre der Verleumdung; seine Frau schwelte ihm jetzt nicht mehr als Schredgespenst vor, sondern als eine tomtische Person. In's Gesicht lachen würde er ihr. Ach, jetzt konnte sie ihm wenigstens nicht mehr zumuthen, eine vier Pfund schwere Pelerine bei einer solchen Hitze mitzuschleppen!

Aber dann begann er, vernünftiger zu überlegen. Wenn sie ihn gewonnen hatte, das Kleidungsstück mitzunehmen, war es aus überflüssigem, aber gutgemeintem Interesse geschehen. Ubrigens war diese Pelerine noch neu, seine Frau hatte 29 Frank dafür bezahlt. Es wäre zu dumm, einzugehen, daß er sie verloren hätte. Er mußte einen Ausweg finden.

„Die — die — die Pelerine!“ rang es sich von Frau Renne's Lippen. „Ach, diese Pelerine!“ sagte er nachlässig. „Es war mir zu warm. Sie hörte mich. Ich habe sie verstauf.“

„Wie?“ „Wie offenem Munde stand die kleine Frau, wie gelähmt, da und sah ihn starr in die Augen, ob die von ihm gespielte Rude nicht ein Zeichen für ein Wahnsinn sei, der plötzlich in einen Tobsuchtsanfall übergehen konnte.“

Er zog 35 Frank aus der Tasche und hielt sie ihr hin: „Da, ich habe doch kein schlechtes Geschäft gemacht, ich's Franc Verdienst. Dafür kaufst Du Dir etwas Hübsches.“

Entwaffnet stand sie da, jedoch mißtrauisch fragte sie: „Wem hast Du sie verkauft?“ „Einem Restaurateur, der eine tüchtige Bronchitis hatte. Während eines Hustenanfalles blickte er voller Neid auf sie. Wir kamen dann in's Gespräch, und er bat mich, sie ihm zu verkaufen.“

Bei dieser heiligen Lüge genöb er einen machiavellischen Raufsch; er beachtete ihn nicht zu theuer mit den fünfundsiebzig Franc, die er seit drei Monaten heimlich gepart und versteckt, von denen er jeden Augenblick gefürchtet hatte, daß sie von seiner lieben Frau entdeckt werden würden. Zu dem Gefühl freierer Freude gefelle sich noch das größte Glück, von nun an bon der elsthaften Pelerine befreit zu sein.

Da erklärte Frau Renne ruhig: „Morgen, mein Schatz, werde ich Dir eine neue taufen!“